

**Zeitschrift:** Menschenrecht : Blätter zur Aufklärung gegen Ächtung und Vorurteil  
**Band:** 10 (1942)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Tommaso Cavalieri  
**Autor:** Penzoldt, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-560821>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# TOMMASO CAVALIERI

Eine Michelangelo-Novelle von Ernst Penzoldt

## I.

Zur Zeit des Papstes Clemens VII. lebte in Rom ein junger Edelmann, Tommaso Cavalieri mit Namen, begnadet mit so außerordentlicher Schönheit des Leibes und der Seele und der Gabe, sie anmutig und männlich zur Schau zu tragen, daß alle, die Augen hatten sie zu sehen — was gleichermaßen eine wundervolle Gnade ist — seiner Gegenwart über die Maßen froh wurden. Sie nannten ihn aufrichtig und ohne Scheu den göttlichen Tommaso. Sie waren erschrocken, als die Nachricht kam, er sei vor Florenz durch einen Pfeil verwundet worden, und waren dankbar, als er heil zurückkehrte. Er hatte sich im übrigen weder in der Dichtkunst, noch in der Malerei, noch in der Philosophie hervorgetan, sondern einzig durch seine Schönheit.

Nach seiner Heimkehr jedoch zu friedlichen Dingen begann er sogleich nicht nur eifrig zu zeichnen, sondern umgab sich auch mit allerlei Kunst, ihm verwandt an Schönheit, vornehmlich aber mit antiken Werken, von denen er wiederum die Gemmen besonders liebte und verstand, da oft empfindlich klein Großes in die Steine gegraben war, also daß die Gestalt des Eros etwa, in richtige Einsicht mit dem Lichte gebracht, durchscheinend und leibhaftig, unfäßlich und dennoch sichtbar vor dem entzückten Tommaso stand. Seine Kunstkammer wurde berühmt, sein Reichtum verpflichtete ihn, sie zu mehren. Seine Bibliothek war erlesen, und er war glücklich unter den Büchern und fürchtete sich nicht davor, daß er so viele nicht kannte. Es genügte ihm, daß sie da waren und sein. Sie teilten sich ja auch mit durch ihre Gegenwart und waren weise, waren lebendig und atmeten. Ja, wahrhaftig sie brauchten reine Luft, verlangten Liebe und Beziehung zu den Händen. Um seines heiteren Besitzes willen und des sorglosen Daseins nannten ihn manche den Glücklichen.

Eine Trauer jedoch, die Trauer der Schönen: ein Geschöpf nur zu sein, ein Gelingen, aus himmlischer Hand zwar, nicht aber teilhaftig am Wirken des sich immer noch verwandelnden Stoffes der Schöpfung, wie es die Alten ehemals, wie es Michelangelo Buonarrotti noch tat, obwohl er schon alt war, und alle anderen, denen ein Neues, noch nie Erschautes gelang, die Trauer also: niemals ein Großer und allzu vergänglich zu sein, krönte des Ritters Haupt leidvoll. Denn er kannte sein Maß. Er beschied sich dabei, den Großen nahe zu sein, im sanften Widerschein ihres Lichtes zu wandeln, sie zu ehren und sich durch treue Gefolgschaft.

Da bekannt ward, daß der Sixtina Meister, der, just solange Tommaso heranwuchs und mannbar wurde, nicht mehr in Rom gewesen war, daß also Michelangelo aus Florenz zurückgekehrt sei, dem neuen Papste Paulus dem Dritten zu dienen, sehnte der Ritter sich, ihn von Angesicht zu sehen, dessen Werke er in Furcht und Demut liebte: der sixtinischen Kapelle Decke zumal, die ihm ein Wunder zu sein schien, nicht von irdischen Händen gezeugt. Engel

vielmehr hätten fliegend unter der Wölbung solches vollbracht, oder himmlischen Klängen folgsam habe das Werk sich von selber gefügt.

Da war der einsame Gott, der sich die Welt schuf, zum ersten Male Sonne dachte und Licht durch seinen Anblick für Ewigkeiten lud, der Baum dachte, Blume und Tier, Mensch, Liebe, Tod, Mutter; und es geschah. Und immer noch, so schien es, und von neuem schuf Gott dort oben die Welt und den Menschen. Und wie dies alles nur zwischen seinen zwei liebenden Händen geschah, daß es sichtbar sei, war es genug, dem Erwachenden seinen Finger hinzuhalten, daß der Gott in ihn fahre, und siehe, es sprang über von Hand zu Hand, von Fingerspitze zu Fingerspitze ewig lebendig. Himmlische Scharen, in Falten rauschend um seine Brust, wehten im Wetter des erschaffenden Wortes. Auch der Ewige aber, so glaubte Tommaso, schuf unter Schmerzen. Die Propheten, Jeremias besonders, der gewaltige Greis, und die Sybillen, einsam waren auch sie und tief versunken in ihr fernstes Ich, oder angerufen von oben, aufhorchend aus ihrer Tiefe, halb erwacht, noch trunkenen, träumenden Blickes, Ewiges ahnend, ganz nah, und doch von sich selbst noch so umschleiert, daß sie es ganz nicht faßten. Unbekümmert aber um Schöpfungs- und Heilsgeschichten der Reigen der Jünglinge auf den Gesimsen. Nichts von Weissagung vernahmen sie, wenige nur schauten sich um, was da wohl sei und wehe, andere tanzten und freuten sich ganz des Sturms ihrer Muskeln. Sie waren aus brauner Erde und begehrten nicht endlose Weisheit. Tommaso fühlte es so, als lege sich der Gestalten Schönheit um ihn.

Dieses Werkes Meister zu schauen, sehnte der Ritter sich, und da er noch damit umging, was da zu tun sei, ob er jenen an seiner Werkstatt abwarte oder sonst an drittem Ort eine Gelegenheit finde, ihn aus der Nähe zu sehen, bat ihn ein Bekannter, ob der große Michelangelo, der von des Ritters Kunstkammer Rühmliches habe sagen hören, diese nicht sehen dürfe. Tommaso versprach es. Mancherlei zwar hatte er über Michelangelo gehört, daß er finster und böse sei und gar wunderlich, daß er mit niemand sich vertrage und geizig sei; kurz er sei schwer auszuhalten. „Sei er böse und hämisch“, dachte der Ritter unbekümmert, da er schon wartend am Fenster stand, daß er den Finstern schon von weitem sehe, „ist er nicht liebenswert genug um seiner Werke willen?“ Dennoch bangte ihm vor dem Anblick. Er hatte befohlen, feine Früchte zu bringen und edelsten Wein, den Kommenden zu bewirten, und trug auch den schönsten Brokat, schwarz und golden: der springende Hund, seines Hauses Wappen, war darein gewoben. Da er nun durch das Fenster ausschaute und mit unruhigen Händen geschnittene Steine durcheinander würfelte, ganz vergessend ihrer geheimen Bilder, lief ein Wind durch die Straße; Staub und Unrat, den er aufwirbelte, machte ihn sichtbar. Der Himmel über den schäbigen Häusern, in deren Mitte Tommasos Palast sich erhob, war weiß und kalt. Denn es war Januar. Der Ritter konnte weit in die Straße schauen, die Geröll, Abfälle und Furchen beschwerlich machten.

Zwei Männer kamen des Wegs, gerade sich Buben erwehrend, die mit flatternden Lumpen nur zum Teil bedeckt, schreiend und lachend, koboltschlagend hart vor der Kommenden Schritte sie anzubetteln schienen. Der eine der Männer, der von Ferne gar stattlich aussah und, soweit es der mühselige Weg erlaubte, stolz und aufrecht einherschritt, winkte den Zudringlichen unnahbar ab, den erhobenen Zeigefinger lässig hin und her bewegend. Der mochte wohl Michelangelo sein, dachte Tommaso, doch erkannte er gleich, daß es Vasari war: Herr Überall aus Arezzo; und lächeind über solchen Irrtum wendete er sich dem anderen zu, der gerade fast schamhaft Kupferstücke hart neben sich hinwarf für die bettelnden Buben. Er war wirklich Michelangelo, obgleich er so jung und bewegt, wild beinah einherschritt, die Arme unter dem gewölbten Rücken zusammengekommen. Leicht gebückt, den Kopf seltsam schräg geneigt und dennoch erhoben, beschattet von einem großen unmodischen Filzhute, wurde er älter und älter, je näher er kam. Ja, er stolperte manchmal, was Vasari nie geschah, und fluchte zornig dem Steine, der es getan. Er war dunkel und schwer gekleidet. Nun blieb er stehen, nahm die Hände rasch und gewaltsam vom Rücken und riß hastig — seine Worte faßlich zu machen — scheinbar Stücke aus der Luft und formte damit; — eine Kuppel etwa — dachte Tommaso. Plötzlich aber verstummend und als sei er allein, unvermittelt vorwärtsschreitend, ging er gerade auf den Palazzo der Cavalieri zu. Ganz nahe nun und deutlich sah ihn Tommaso und sein gewaltig häßliches Angesicht. Es war alt und gelb, älter als seine Hände, gleichsam als hätte er alles mit dem Antlitz gemacht, Stirn an Stirn mit dem Stein. Und von den Blicken der kleinen traurigen Augen gefurcht liefen tiefe Runzeln über sein ganzes Gesicht. Die Backenknochen standen hart heraus, dazwischen stak breit und gequetscht die verstümmelte Nase. Da dies alles mit großen erregten Augen der göttliche Tommaso sah, lachte auf ein Witzwort, vielleicht ein Anekdotchen Vasaris, Michelangelo finster und böse auf. Er glich einem Faun. Alles verzerrte und verschob sich, der große Mund entblöbte breite gelbe Zähne. Die Augen waren Striche nur noch, und der krause Bart wippte. Tommaso wandte sich ab, aber errötend besann er sich. Nun das Lachen vorüber war, sah er in ein ernstes, ergreifend trauriges, hilfloses Angesicht. Während Vasari sich tänzelnd von dem Meister empfahl, sandte Tommaso die Pagen dem Kommenden entgegen, den schwarzen und den weißen — denn einer war ein Negerknabe. Sie waren rot und gelb gekleidet — die Farben der Cavalieri. Sie liefen hurtig trippelnd die Marmortreppen hinab, öffneten weit die Türen, verneigten sich tief vor dem Alten und führten ihn in den Saal. Tommaso bückte sich tief und auch Michelangelo. Als sie beide die Augen wieder erhoben — sie standen allein in dem hohen, hellen Gemach — und Cavalieri dem Meister freundlich und edel entgegenschritt, denn sie hatten sich in höfischem Abstände vor einander verneigt, da erschütterte den Michelangelo, der ein Greis schon war, tief die Schönheit Tommasos. Dieser, der nun des Meisters Geschöpfe gleich einer bedrohlichen Wolke dunkel über des Alten Haupte schweben zu sehen vermeinte, nahm sich zusam-

men und redete seinen Gast also ehrfürchtig an: „Meister Buonarroti“, sagte er, „ich danke Euch, daß Ihr zu mir gekommen seid, meine Antiken zu sehen.“ Er nahm den Mantel ab und den großen Hut. Michelangelo ließ es geschehen und antwortete mit leiser bewegter Stimme. „Es ist sehr freundlich von Euch, Herr Ritter, sehr gütig, doch bin ichs, der Euch danken muß, daß Ihr mich — verzeiht, o bitte nach Euch! Nun also...“ und er verstummte. Tommaso hatte ihn in die Sammlung geführt. Sie sagten nur wenig, solange sie bei den Kunstwerken waren — denn Kunst öffnet sich ja lieber den Schweigsamen — und Michelangelo, bemüht sich zu fassen, betrachtete auch die Gemmen, die kindlich in seinen harten runzeligen Händen ruhten. Dabei fiel es ihm ein und er sagte es sogleich, beglückt etwas zu wissen, das ihn und den Ritter verband: „Ihr zeichnet, sagte Vasari nicht so?“ „Vor Euch,“ erwiderte Tommaso, „wage ich es nicht, es so zu nennen, Meister Buonarroti. Ich versuche mich wohl darin, denn allein schon der Vorgang ist schön und verführerisch, es ist immer wieder zu tun. Genug, ich gestehe, ich tats.“ Und plötzlich vertrauend, da er sich nun schon dazu bekannt, fügte er noch hinzu: „Sehet selbst, wenn es Euch gefällig ist, Meister, was ich beging.“ Michelangelo aber, während der Ritter Wein eingoß, betrachtete die Zeichnungen ernsthaft und schweigsam. „Nie mehr wieder,“ sagte er endlich und mehr zu sich, „wird so Unbescholtenes meinen Händen gelingen wie dies ist.“ Tommaso, dessen Wangen sich röteten, sah verwundert Michelangelo an. Er sagte: „Wenn Ihr mich aber unterweisen wolltet, Meister, daß ich es recht mache?“ Da der Alte den Ritter erröten sah, überkam ihn von neuem Trauer, der Schönheit nur Schöpfer zu sein. Grimmig antwortete er: „Wenn Ihr es recht machtet, wie ich es lehre, rührte es mich dann noch?“ Und er erhob sich und vermied den Anblick des Ritters. Als er ging, von Tommaso geleitet und verfolgt von der ruhelosen Wolke seiner Gestalten, den vollendeten und den kommenden, der Wolke, die nie ihn in Ruhe ließ, auch im Traume nicht, dachte er immer und immer wieder: Ich sah dich schon, da du noch Marmor warst und dich zu enthüllen begannst; hielt nicht meine Hand dich Unerschauten zum erstenmale und immer von neuem fest in der Sixtina? Oder sahst du dich dort im voraus vielleicht, als Knabe staunend, und begehrtest wie einer jener einmal zu werden, und wurdest? „Ich danke Euch, Herr Ritter, ich habe viel Schönes bei Euch gesehen,“ sagte er schließlich und musterte mißtrauisch Tommaso, weil dessen vorher so heitere Augen ihn nun schüchtern und recht bestürzt anschauten. Die Pagen liefen schon hurtig die Treppe hinab, öffneten weit die Türen und verneigten sich tief, als der Alte ging.

Tommaso aber, als er gleichsam wieder zu sich kam und sich besann, was eben begegnet war, trat wieder ans Fenster, dem sich Entfernenden nachzusehen. Michelangelo ging, wie er gekommen war, mit gewölbtem Rücken und hastig. Und, als ginge noch jemand mit ihm, redete er anscheinend laut und griff heftig mit den Händen vor sich her. Plötzlich blieb er stehen und wandte sein Gesicht schräg über die Schulter zurück, während er die Hände noch halb erhoben hatte: Wie ein Organist, angeredet, im Spiel sich wendet,



der Musik gehörend und nur halb daraus erwacht. So wandte sich der Alte für einen Augenblick. Dann ging er verdrossen weiter. Die Bettelknaben lungerten noch an den Häusern entlang, aber da sie dem Alten ins Angesicht schauten, wagten sie nicht mehr, ihn anzubetteln.

Seit Tommaso den Alten geschaut, dessen Werke er liebte, bereute er fast das Ereignis und daß er sich nicht gehütet hatte vor ihm. Denn es schmerzt immer, der Großen Angesicht, wenn du beglückt durch ihr Werk, vorwitzig nahst, sie leibhaftig zu sehen. Diese sterblichen Hände, rissig und unrein, haben das Werk vollbracht, und dieses fürchterlich häßliche Angesicht befahl es ihnen? Dieser erschrockene Mensch getraute sich, was noch niemand tat, und dieser alte, verfallene Mund war der Anfang unsterblicher Reime? Solchergestalt begriff der göttliche Tommaso, daß es fast unmöglich sei, Michelangelos jemals ganz froh zu sein, gar ihn zu lieben, daß aber niemand dennoch es so verdiene wie er, herzlich geliebt zu sein. Und er trauerte tief. (Fortsetzung folgt)

Aus dem Novellenband „Die portugalesische Schlacht“.  
Verlag: R. Piper & Co., München.

---

## Rencontre

Minuit et demi, la Bubenberglplatz à Berne reluit sous la lumière des lampadaires, la pluie tombe en cascade. Je rentre muni d'un parapluie, cette horrible chose pourtant si pratique lorsqu'il pleut. J'ai le coeur désespérément vide; combien j'aimerais trouver le tendre compagnon compréhensif!

Sans m'en rendre compte je reviens sur mes pas et je vois se détacher des arcades une fine, élégante et sympathique silhouette un peu vacillante. Lui aussi, peut-être avait le coeur lourd, il a voulu oublier. Il s'approche de moi, s'arrête, me dit bonsoir, se réfugie sous mon parapluie. — J'ai un peu bu, me dit-il. — C'est votre habitude? — non, mais voici trois jours que je ne puis faire autrement. Mon accent le surprend, vous êtes Allemand n'est-ce pas? Non, je ne sais que le Hochdeutsch, il réfléchit puis me dit: nous sommes tous des hommes, tous des frères, Français, Allemand, Anglais; peu importe la langue. Il me raconte sa vie, ses études finies avec un beau diplôme, il n'a pu trouver qu'un petit emploi temporaire hors de sa condition, il me cite le chiffre de ses appointements, hélas il n'est pas le seul! Mais pourquoi donc avez-vous bu? avez-vous des peines de coeur? une déception? — Non, je ne connais pas cela, il y a d'autres choses dans la vie, la politique me passionne. — Alors... pourquoi?... — C'est simple, ... nous avons enterré Motta il y a trois jours, le plus grand homme que nous avons possédé en Suisse, jamais nous ne retrouverons un Motta!... voilà la raison. — Qui sait? .... peut-être que vous-même, un jour, vous serez un Motta. — Non, je sais ce que je vaudrai... Nous nous regardons en silence, se pose-t'il les mêmes questions qu'à moi? Je l'admire, se rend-t'il compte de cela? Je reprends: où allez-vous? — Je rentre. — Vous habitez loin? Non, près d'ici. — Combien de temps employez-vous? Dix minutes dans mon état. — Vous êtes donc décidé à rentrer? c'est selon!